



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

ö: Aus Neuösterreich : 1. Am Kordon

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gabe seiner musikalischen Werke hinfort zu dem Besitzstande jedes begüterten deutschen Hauses gehöre, das eine Stätte edler Musikpflege ist, und unsere großen Konzertinstitute werden es sich hoffentlich nicht nehmen lassen, nächsten Winter und dann von Zeit zu Zeit immer wieder einmal auch den Namen Friedrichs des Großen auf ihrem Programm erscheinen zu lassen; die Hörer werden dem Gebotnen nicht bloß mit „historischem Interesse,“ sondern immer auch mit patriotischer Erhebung und künstlerischem Genuß folgen.



Aus Neuösterreich

1. Am Kordon



einem Versprechen gemäß, Ihnen Nachrichten aus Neuösterreich zu senden, will ich in zwanglosen Blättern Erinnerungen und Skizzen niederschreiben, und will Ihnen als erstes Bild das Leben am sogenannten Kordon schildern. „Wo liegt Neuösterreich? und was ist der Kordon?“ wird der Leser fragen. Um etwaige Verwechslungen mit dem von Payer entdeckten Franz-Josefs-Lande zu verhüten, will ich gleich zu Anfange verraten, daß die offizielle Benennung „k. k. Okkupationsgebiet Bosnien-Herzegowina“ in neuester Zeit in „Neuösterreich“ umgewandelt worden ist. Auf Grund dieser Mitteilung wird es dem Leser ein Leichtes sein, mittels der Karte seinen Entdeckungsgelüsten Befriedigung zu schaffen. Die unsichern Zustände an der montenegrinischen Grenze brachten es mit sich, daß, um die innerhalb des Okkupationsgebietes liegenden Ortschaften und Garnisonen vor Überfällen der seit den Türkenzeiten an solche Vergnügungen gewöhnten Montenegriner und bosnisch-herzegowinischer Auswanderer zu schützen, eine Anzahl von „Objekten“ (Kasernen und Blockhäusern) auf verschiedenen Punkten längs der Grenze oder in deren Nähe errichtet und besetzt werden mußten. Auf ausgesetzten Punkten entstanden teils zur Straßensicherung, teils als Thalsperren, binnen kurzem seit dem Jahre 1878 etwa fünfzig solche Posten, und die ganze Kette vom Sandjak Novibazar an bis zum Hafen von Ragusa nennt man den Kordon. Die „Objekte“ zerfallen in Verteidigungskasernen, Blockhäuser, Karaulas oder Kulas, endlich in Gensdarmereiekasernen und Wacht Häuser und sind je nach der Stärke der Besatzung und nach der Bodenbeschaffenheit teils aus Holz, teils aus Stein erbaut. Die

Karaulas und Kulas sind aus früheren türkischen, etwas kleineren Festungswerken entstanden, die, wie es bei der kriegerischen Vorgeschichte des Landes leicht erklärlich ist, ziemlich zahlreich vorhanden waren. Die ältern Festungen Bihatſch, Verbir, dann die Kastele von Novi und Banjaluka weisen wohl festungsartige Formen auf, entsprechen aber modernen Anforderungen nicht und gehen ihrem Verfall entgegen. Auch die meisten aus der Feudalzeit stammenden Schlösser und Kastele sind mit wenigen Ausnahmen verwahrlost und verfallen. Die Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes sichert aber trotzdem diesen Befestigungen, die meist die einzigen Verbindungen sperren und durch ihre Lage stark sind, ihren Wert. Eine nur diesem Kriegsschauplatze eigentümliche Art der Befestigung sind die Kulas und Karaulas. Sie hatten die Bestimmung, im Frieden durch einige Zapties (türkische Gensdarmen) bedeckt, den Reisenden Schutz gegen Raubanfalle zu gewähren, im Kriegsfalle aber den ungestörten Verkehr zu sichern. Weit häufiger aber war im Lande die Verwendung dieser Verschanzungen im Sinne der Feldbefestigungen. Der dem Karstcharakter eines großen Teils des Landes eigne Mangel an Erde lehrte während der fast ununterbrochenen Kriege zwischen Montenegrinern und Türken beide Kämpfer, zu dieser Art von Befestigungen vorwiegend Stein zu benutzen. Die bleibend gebauten Karaulas sind aus Stein und Miegelwänden errichtet, sie haben meist zwei Geschütze, das Erdgeschloß ist als Stall eingerichtet und mit Schießscharten versehen, der obere Stock zu Wohnräumen hergerichtet und mit einem balkonartigen Verteidigungsgang umgeben, in dessen starke Brüstung ebenfalls Schießscharten eingeschnitten sind. Die Kulas sind steinerne runde oder viereckige, gleichfalls mit Schießscharten versehene Türme, ein oder mehrere Stockwerke hoch und ähnlich wie die Karaulas, doch ohne Verteidigungsgang gebaut. Im Notfalle können die meisten dieser alten und nur vermöge ihrer sehr guten Lage ihrem Zweck entsprechenden türkischen Festungen bis zu sechzig Mann Besatzung beherbergen. Ihnen schließen sich die neuerbauten Kasernen und Blockhäuser an mit einer entsprechend starken Besatzung, der die Sicherung der Grenze, der Post und der Transporte obliegt.

Die Offiziere draußen, selbst in den elendesten Kavalleriekantonnements, haben keinen Begriff von dem Leben eines in ein Nordonblockhaus verbannten Offiziers. Der Mangel an Gesellschaft, die trostlose Gegend mit nackten, zum Teil mit ewigem Schnee bedeckten Felsen, der anstrengende und verantwortungsvolle Dienst können nicht ohne Einfluß auf Gemüt und Charakter der jungen Leute bleiben. Die Unsicherheit der Verhältnisse brachte es mit sich, daß man den detachirten Offizieren, um die Mobilmachung nicht zu erschweren, nicht mehr als die vorgeschriebene Kriegsbagage von vierzehn Kilo mitzunehmen erlaubte. Ein exponirter Offizier muß in einer Person Kommandant und Stationsoffizier sein, in den meisten Fällen auch das Paßwesen für die aus Montenegro wandernden Personen versehen, muß Baumeister, Straßenbauer,

Mannschaftslehrer, sein eigener Koch und hie und da, wo es die Bodenbeschaffenheit erlaubt, einen kleinen Gemüsegarten anzulegen, auch sein Gärtner sein. Und nun erst die Lage eines auf ein solches Detachement verschlagenen Arztes! Die erlaubte kleine Bagage schließt jede Möglichkeit, Bücher zum Studium mitzunehmen, aus; mit den vorgeschriebnen Instrumenten und Arzneien auf die vereinzelt bei der meist gefunden und kräftigen Besatzungsmannschaft des eignen und der benachbarten Detachements vorkommenden Krankheitsfälle angewiesen, fristet er ein elendes, gezwungen beschäftigungsloses Leben, und wenn er zufällig nicht Jäger oder Naturfreund ist, ginge er seinem wissenschaftlichen Untergange entgegen, wenn nicht aller paar Monate ein Garnisonswechsel für ihn in Aussicht stünde. Auf eine Privatpraxis kann nur der rechnen, der der Landessprache vollkommen mächtig ist und ganz bescheidne Erwartungen auf pekuniäre Erfolge hat; aber auch in diesem Falle sind es nur einige Bezirke Nordbosniens, die dem praktischen Arzt eine sichere Existenz zu bieten imstande sind. Am Kordon selbst kann von einer Privatpraxis keine Rede sein. Der spärlichen dortigen Bevölkerung ist auch das Bedürfnis nach einem Arzte fast ganz fremd; dem an das Fatum glaubenden Türken giebt in Krankheitsfällen der Hodscha oder Zman (Geistliche) einen Koranspruch auf einem Papierstreifen in einem Glas Wasser zu trinken, und wenn es hie und da vorkommt, daß ein Einheimischer wirklich ärztlichen Rat in Anspruch nimmt, so verlangt er außerdem noch die Arzneien, ja womöglich auch noch ein Darlehn dazu.

Der Mangel an Gesellschaft und die Einförmigkeit der dienstlichen Beschäftigung, sowie die Abgeschlossenheit von der gebildeten Welt müssen den Offizier oder Arzt beinahe zum Sonderling machen. In einigen der Grenze näher gelegenen Blockhäusern entbehrt der detachirte Offizier während des größern Theiles des Jahres sogar des Jagdvergnügens, um die benachbarten Posten nicht durch Schüsse zu beunruhigen. Nur durch den vorüberreitenden Kameraden erfährt er etwas von den Weltereignissen draußen; eine Zeitung vom vorigen Monat ist ein Ereignis von großer Wichtigkeit und läuft durch die umliegenden Kordonposten, deren Kommandanten, da sie mit gutem Gewissen ihr Blockhaus nicht verlassen können, sich nur selten sehen und nur durch Patrouillen in Verbindung stehen. Es würde mich nicht wundern, wenn einer, aus dem Treiben der Stadt herausgerissen, aus dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben ohne jede geistige Nahrung und Anregung in diese Wüste verbannt, schließlich melancholisch würde. Leicht erregbare Naturen macht der verantwortliche Dienst und die unausgesetzte Aufregung, in die junge, unerfahrene Gemüther hier besonders leicht verfallen, nervös und reizbar. Was thut aber auch solch ein Offizier? Er ist vor allem für die Sicherheit seines Rayons verantwortlich, durch stündlich abgeschickte Patrouillen steht er mit den benachbarten Kommandanten in Verbindung, von den Gensdarmen-

und Streifcorpsposten sucht er die Stimmung der Bevölkerung zu ermitteln, durch starke, meist in der Nacht abgeschickte Streifpatrouillen muß er die umliegenden Ortschaften fortwährend in Schach halten und im Falle, daß irgend eine Räuberbande auftaucht, auf sie Jagd machen und die unruhigen, freihettdurstigen Gemüter auf diese Weise zu Ruhe und Ordnung zwingen. Die Sicherheit der Grenzen hängt wesentlich mit von der Jahreszeit ab. Während die Einheimischen, in Folge der strengen Züchtigung vom Jahre 1882 und 1883, sich in ihr Schicksal gefügt haben, sind die Sandjak- und Montenegrogrenzen der Schauplatz der auftauchenden Räuberbanden. Im Winter nun ist es ruhig, da die Gegend, mit meterhohem Schnee bedeckt, fast unwegsam ist, die nackten Schluchten unhaltbar sind. Im Frühjahr aber und im Sommer, wenn die Buchenwälder grünen, wenn die Witterung das Übernachten im Freien erlaubt, tauchen einzelne oder zu kleinen Scharen geschlossene Räuber auf. Aber es geht ihnen schlecht. Das Streifcorps, aus den besten, verwegentesten Schützen aller Regimenter gebildet, lauert ihnen in kleinen Wächthäusern und Hinterhalten auf; die zahlreiche, gut geschulte, des Terrains und der Sprache kundige Gensdarmmerie thut ihre Pflicht, und die Streifungen, kombinierte Märsche zur Umzingelung, lassen nur selten einen der Räuber entweichen. Das Räuberwesen in Montenegro gehört zu den Gewohnheiten der Bevölkerung, das Land ist zu arm, um die kriegslustigen „Sunaks“ (serbisch: Held) zu ernähren, der Sold zu klein (ein Hauptmann [Sotnik] bekommt zwanzig Rubel Sold), die Macht der Gewohnheit zu groß, um ihr zu widerstehen; folglich versuchen unfre lieben Nachbarn, ihre Bedürfnisse in der Herzegowina, im Sandjak und in Albanien zu decken. Es ist unglaublich, wie eine so kleine Schar, manchmal nur drei bis fünf Mann, imstande ist, die ganze Umgegend unsicher zu machen, ja ganze Brigaden in fortwährender Aufregung zu halten; um so größer ist freilich auch die Wut der Streifcorps und der Gensdarmen. Es gelingt zwar selten, einen Räuber lebendig festzunehmen, aber eben so selten kehrt auch einer von ihnen an den heimischen Herd zurück.

Der Leser möge ja nicht denken, daß ein montenegrinischer Hauptmann einem die gleiche Charge bekleidenden Offizier irgend einer gebildeten Armee gleich kommt. Bewahre! Nach dem vorzüglich ausgedachten, den Verhältnissen angepassten Mobilisierungsplane wählt sich eine Družyna oder Sotnia ihren Anführer. Waffen und Munition giebt ihnen der „weiße Zar“ in Peterhof, Monturen brauchen sie nicht. Hinterlistig von Natur, mit der Waffe vertraut, braucht eine solche Truppe auch keine weitere Ausbildung. Nach beendigtem Raub- oder Feldzuge kehren alle in die heimatischen Berge zurück. Das jetzige Mißlingen der Einfälle, das die montenegrinische Regierung den herzegowinischen Auswanderern in die Schuhe schiebt, wird das unruhige Völklein wohl bald lehren, daß es nicht ratsam ist, unter jetzigen Verhältnissen den Gelüsten nach fremdem Gut und fremden Herden zu fröhnen. Ich habe mehrere solcher

Hauptleute gesehen und gesprochen. Sein Hab und Gut trägt ein solcher Held mit sich in silbernen, panzerartigen Beschlägen auf der Brust und am Gürtel, in kostbaren, mit Silber eingelegten Pistolen, in denen manchmal bis zu andert-halb Pfund Silber steckt, in Stichwaffen und Gewehren, von denen ihm drei bis fünf ins Gefecht nachgetragen werden, in einigen russischen Denkmünzen und Orden. Dabei besitzt er zu Hause kaum eine ordentliche Decke, und von dem, was er in seinen Kleidern trotz des vielen Silbers mit sich herumträgt, kann mein Diener viel erzählen; er hat ja den strengen Befehl, den Platz, wo solch ein hoher Besuch gestanden hat, sorgfältig mit Zacherlin zu bestreuen. Von Bildung kann man bei den meisten nicht reden, da persönlicher Mut und Einfluß alles ausmachen. Auf meiner Reise begegnete ich einmal einem viel-gepriesenen höhern montenegrinischen Offizier, der mehrere goldne Uhren bei sich trug. Da sie sämtlich unaufgezogen waren, zog ich eine, die er mir überdies zum Kauf anbot, auf. Da warf er sie voller Entsetzen in eine Schlucht, weil er meinte, daß die Seele des umgebrachten Spaniolen, den er schon seit Jahrzehnten von Wölfen aufgefressen geglaubt hatte, wieder auf-gewacht sei.

Doch genug von den Montenegrinern, ich kehre jetzt zur Beschreibung des Kordonlebens zurück. Außer der Sorge um die Sicherheit der Grenzen liegt dem Kordonkommandanten ob, für den Zustand der Wege in seinem Rayon zu sorgen. Es ist staunenswert, was binnen zehn Jahren in wirt-schaftlicher Beziehung in Bosnien geschehen ist. Zur Zeit der Okkupation im Jahre 1878 gab es außer der alten, schlechten Handelsstraße von der Save nach Serajewo, die durch ihre Bodenlosigkeit den vorrückenden Truppen un-beschreibliche Schwierigkeiten bereitete, fast keine Straßen, abgesehen etwa von den Überresten der alten venetianischen Straßen, die die rührigen Kaufleute von Ragusa, Spalato und Cattaro ins Innere des Landes gebaut hatten. Heute giebt es neben den vom Militär erbauten Bahnen ein stattliches Netz gut gehaltener Wege, die fast sämtlich durch das Militärärar errichtet wurden. Der österreichische Soldat im Okkupationsgebiete ist also als ein wahrer Pionier der Zivilisation anzusehen.

Die außerdienstliche Beschäftigung des Kordonoffiziers ist sehr einförmig. Das Jagdvergnügen dem sich die meisten Offiziere hingeben, ist so ziemlich das einzige, woran der Isolirte Freude haben kann. Der Mangel an Gesellschaft schützt ihn freilich vor dem Spiel und dessen Folgen, der Mangel an Getränken bewahrt ihn davor, seine freie Zeit in stiller Beschaulichkeit beim Glase zu verbringen. Von Komfort ist keine Rede; sein Zimmer im Blockhaus ist Kanzlei und Wohnzimmer zugleich, Tisch, Kleiderrechen und Bett, die aus weichem Holze von irgend einem Soldaten, den die Not zum Zimmermann machte, versertigt sind, bilden die ganze Ausstattung. Der Lieferant bringt die nötigsten Menageartikel für die Mannschaft und für ihn, und die kümmerlichen

Gemüsearten, die auf dem steinigem Boden des kleinen Gartens wachsen, schützen ihn im Verein mit dem Stappenwein vor Skorbut, dem er sonst bei dem einförmigen Genuß von Hammelfleisch und Konserven leicht zum Opfer fallen dürfte. Aber das Leben am Kordon hat auch seine guten Seiten; die frische, gesunde Luft, die Entbehrungen, der verantwortungsvolle Posten tragen auch dazu bei, die geistige und körperliche Entwicklung zu fördern. Die lustigsten Leichtfüße werden besonnen und ernst, es ist ihnen hier auch Gelegenheit geboten, etwa zerrüttete Verhältnisse wieder zu ordnen, da nur wenig Gelegenheit da ist, Geld auszugeben, und die Befoldung und mancherlei Nebeneinnahmen verhältnismäßig hoch zu nennen sind. Einen von Bosnien wieder in zivilisirte Verhältnisse heimgekehrten erkennt man unfehlbar an seinem ernstem, gemessenen Wesen, an der gebräunten Gesichtsfarbe und an einer gewissen Unbeholfenheit im gesellschaftlichen Verkehr.

Die Wintermonate aber dort oben sind entsetzlich! Durch die Spalten des hölzernen Blockhauses dringt die eisige Bora, deren Angriffen die ächzenden Balken und Dächer kaum stand zu halten vermögen. Meterhoher Schnee macht die Patrouillengänge beschwerlich und gefährlich, die Verbindung mit der Welt ist noch mehr abgeschnitten als sonst, zum Glück ist dann wenigstens die Umgegend auch etwas sicherer und der Dienst dadurch erleichtert. Bisweilen stattet der Wolf seine Besuche ab, um die Speiseüberreste, mitunter dicht vor der Blockhausthür, abzuholen, freilich um auch manchmal seinen warmen Pelz dafür zu lassen. Es giebt aber auch Festlichkeiten am Kordon, so zu Kaisers Geburtstag, beim Besuch eines höhern Vorgesetzten, oder auch — wenn eine böhmische Musikbande erscheint. Die wandernde Muse, in Gestalt einiger abgelebten Kunstjüngerinnen, von denen eine die Violine, die andre die Gitarre, die dritte die weltberühmte, nationale Harfe mit ihren Fingern quält, und eben so viele Mannsbilder mit Violine, Ziehharmonika und ohrenzerreißender Klarinette, verirrt sich so oft ins Okkupationsgebiet, daß man, besonders im Herbst, fast in jedem kleinen Neste auf ihre Kunstleistungen stößt. Wenn aber die Ohren der Zuhörer hinlänglich gemartert worden sind, macht die Gesellschaft noch vor ihrer „unwiderruflichen“ Abreise kleine Abstecher in die Umgegend auf die vorgeschobenen Posten, damit auch der dortigen Besatzung einmal ein Ohrenschmaus zu teil werde. Die Damen zu Pferde (Damenstättel sind im Okkupationsgebiet ein unbekannter Luxus), die Herren auf Schusters Rappen, wandern sie über Berg und Thal. Mir ist ein lustiges Abenteuer mit einer solchen Bande begegnet, das ich dem Leser nicht vorenthalten will, obwohl die Bezeichnungen lustig und Abenteuer dabei nur in dem den Kordonverhältnissen entsprechenden Sinne aufzufassen sind. Auf einer Dienstreise, die ich durch mehrere Kordonposten unternehmen mußte, matt von der drückenden Hitze, verdrossen und verstimmt, da ich schon seit einer Woche ohne Nachrichten aus der zivilisirten Welt geblieben war, lagerte ich mich, um mir und meinem

Gaul eine Raft zu gönnen, auf einer Waldwiese, an der sich mehrere Wege kreuzten. Plötzlich erblickte ich auf einer gegenüberliegenden Anhöhe auf einem schmalen Pfade eine Reitergesellschaft, in der ich vier Damen und zwei Herren unterscheiden konnte. Türkinnen oder Einheimische waren es nicht, da ich die weiße Umhüllung von Gesicht und Kopf vermisse, die Damentoiletten zu grell waren (die Reiskleider der Türkinnen sind dunkelgrün oder schwarz) — also: willkommene Gäste von draußen. Bald hatte die Gesellschaft die Wiese erreicht, aus einiger Entfernung konnte ich unterscheiden, was ich für Landsleute vor mir hatte, einzelne vernehmbare Worte ließen keinen Zweifel, daß die Reiter nichts andres als fahrende Musikanten waren. Da stieg mir ein Gedanke auf: wie wär es, wenn ich in Begleitung dieses Orchesters meinen Einzug in das benachbarte Blockhaus hielte, um meinem lieben Freunde eine Überraschung zu bereiten? Bald war ich mit den Vorbereitungen fertig, und wir machten uns auf den Weg. Tausend Schritt vor dem Blockhaus ordnete ich meinen Zug. Die Spitze ward von der schmucken Kathinka mit der Harfe gebildet, ihr folgten Marianka und Toni mit Guitarre und Violine, dann „Herr Franz“ und „Fräulein Fanny“ mit erster und zweiter Violine, „Herr Hans“ mit der Klarinette bildete den Schluß, die Nachhut ward durch meine stattliche Meute und meine Wenigkeit gebildet. Ich ließ den Kadezkymarsch spielen, den ersten, den die naheliegenden montenegrinischen Berge zu hören bekamen, als uns plötzlich ein donnerndes „Wer da?“ und blitzende Bajonette aufhielten. Ein Detachement bildete hier einen sogenannten „Vorpaf“ zur Beobachtung eines Pfades, der sich von der steilen Grenzwand herab schlängelte und bisweilen von Liebhabern fremder Hammel benutzt wurde. Nach Abgabe der Parole ordnete ich meinen Zug von neuem, der unterbrochene Marsch ging in eine lustige Polka über, und wenn auch die frommen bosnischen Gäule keine Notiz von den falschen Tönen nahmen, hatte ich doch Mühe genug, mein klarinettescheues Pferd und die sehr wenig musikalisch angelegte Meute in Ordnung zu halten. Endlich war das Blockhaus erreicht, zu Ehren der hier garnisonirenden Kompagnie zogen wir unter den Klängen einer Czardas ein, meine Gäste wurden feierlich empfangen, und sogleich wurde ein noch nie dagewesenes Fest improvisirt. Bald loderten lustig zwei große Feuer, ein frisch gekaufter Hammel wurde geschlachtet und hungarico modo zum Paprikas bereitet. Vom Lieferanten wurde ein Fäßchen Wein requirirt, und aus Anlaß des „hohen Besuchs“ Konzert veranstaltet. Die Mitteilung des Programms erspare ich mir, allerlei Märsche, Walzer und Quadrillen und die mit heiserer Stimme von „Fräulein Fanny“ vorgetragenen Lieder befriedigten das Verlangen der Garnison nur unzulänglich, bald erschien eine Deputation mit der Bitte, einen Tanz arrangiren zu dürfen, was ihr in liberalster Weise bewilligt wurde. Nun flogen die tanzlustigen Künstlerinnen von kräftigem Soldatenarm geschwungen auf dem festgestampften Holzplatz

dahin, dem Walzer folgte die Polka und der Czardas unter den Klängen von drei Violinen (die „Herren“ Franz und Hans waren zum Spielen verurteilt, und ein musikkundiger Zigeuner wurde zur Aushilfe kommandiert). In der Tanzpause gab es dann ein Nachtmahl, Soloproduktionen des Zigeuners Fedko, der froh war, wieder eine Violine in die Hand zu bekommen, und eines einheimischen Dudelsackpfeifers, ein nationales „Kolo,“ ausgeführt von einigen Burschen und Mädchen, die von der Musik herbeigeloct waren, dann wieder Tanz. Die frohen Gesichter der Mannschaft, die freudigen Mienen und Gebärden, mit der sie von der ihnen erteilten Tänzerlaubnis Gebrauch machten, werde ich nicht vergessen. Die schmucken Siebenbürger Sachsen und ein zufällig dem Streifkorps zugeteilter Wiener „Strizzi“ produzierten sich in ihrem „Schieberischen,“ die Walachen und Rumänen mit ihrem bärenhaften rumänischen „Kolo,“ rectius Stampfmühle, die ungarischen „Bacás“ mit frisch aufgewickeltem Schnurbart im Czardas. Die Tänzerinnen waren unermüdlich, und das der Mannschaft gespendete Fäßchen Stappenwein hob die Stimmung derart, daß es eines energischen Befehls bedurfte, um dem Feste gegen $\frac{1}{2}$ 3 Uhr früh ein Ende zu machen. Die Gesellschaft übernachtete in einem aufgeschlagenen Zelte und zog am nächsten Morgen weiter. Das Blockhaus versank wieder in die alte Ruhe. †



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ungenügende Strafen. Man hört so häufig Klagen über die Unzulänglichkeit und Unzweckmäßigkeit des heutigen deutschen Straffsystems. Zum Teil sind es Fachmänner, die sich tadelnd in dieser Richtung ausgesprochen haben, teils Laien, und es wäre gewiß verfehlt, dem Laien auf diesem Gebiete ein gesundes und richtiges Urteil abzusprechen. Ob die Härte einer Strafe der Schwere des geahndeten Vergehens entspricht, darüber hat nicht nur der Jurist, sondern jeder ein Urteil, der überhaupt empfinden kann.

Unser Reichsstrafgesetzbuch weist an Hauptstrafen auf: die Todesstrafe, die Geldstrafe und die Freiheitsstrafe. Die Freiheitsstrafen nun sind gerade der Stein des Anstoßes. Nicht gegen die Freiheitsstrafe an sich, wohl aber gegen die niedrigen Gefängnis- und Haftstrafen, wie sie heute täglich verhängt werden, richten sich in erster Linie die Angriffe. Diese Strafen wirken weder bessernd noch abschreckend auf die Bestraften, sondern, wie allgemein anerkannt wird, geradezu entfittlichend. Man ist denn auch in der neuesten Zeit mit verschiedenen Reformvorschlägen hervor-